



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2013

"Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern" : Zu Ludwig Hohls Herakliteischem Lebensmotto"

Ferber, Rafael

Abstract: The paper deals with the motto for life of the Swiss poet-philosopher Ludwig Hohl (1904-1980): "Ou dei hōs paidas tokeonōn. My greatest intellectual achievement: At the end of my childhood, how I emancipated from my parents, in a few years. Without model or confirmation from the outside" (my translation). The Greek motto is from Heraclitus (Fr. 74 Diels/Kranz): "We should not [think or act] like 'children of our parents'". Heraclitus seems to say that we have to follow the cosmic rule of change without following the (inter alia religious) traditions. Hohl seems to follow this motto by freeing himself from what his parents thought: (1) His father was a stout Protestant pastor, while Hohl was a confessing atheist: He is, for example, an internalist with respect to questions of God and the meaning of life. There is no instance outside of us which makes life meaningful: God does not exist and only the power of love gives an answer to the question of the meaning of life. (2) Hohl also frees himself from his mother tongue: After 1937, he no longer used Swiss German, but only High German (Hochdeutsch) and French. Finally, he has changed the meaning of some German words, such as "Arbeit", by giving them the wider connotation of a personal attunement with the cosmic law of change.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-77740>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Ferber, Rafael (2013). "Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern" : Zu Ludwig Hohls Herakliteischem Lebensmotto". *Quarto: Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs*, 36:39-44.

«Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern»

Zu Ludwig Hohls Herakliteischem Lebensmotto

Rafael Ferber

Nach einem bekannten Diktum Gottfried Kellers gilt die Schweiz als Holzboden für die Kunst. Das mochte oder mag noch für Ludwig Hohls Kunst zutreffen. Der Artikel von Traugott Vogel *Würde und Unwürde der Armut. Über Ludwig Hohl* legt ein bedrückendes Zeugnis dafür ab, wie schwer es für Hohl in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts war, auch nur physisch zu überleben. So lesen wir in einer Karte vom 9. August 1940:

Um die letzte Geldsendung mußte ich 18 Tage lang schreiben und telefonieren.... jetzt hat die Geldsendung wieder, bis heute, 10 Tage Verspätung. Sollte der Mann in die Ferien abgereist sein – «die anderen können unterdessen verrecken»? Ich verbringe meine meiste Zeit, Tag um Tag dieser heißen Tage, mit dem Ausfindigmachen kleiner Kredite, Versuchen, ein Buch zu verkaufen etc.¹

Heute wird Kunst gefördert, und es sind vielleicht mehr Preise auf der Suche nach würdigen Künstlern als würdige Künstler auf der Suche nach Preisen. Doch ein Holzboden für die ›Denkkunst‹ ist die Schweiz wohl noch immer, – und dies weniger, weil man sie heute staatlich nicht oder zu wenig fördern würde, sondern eher, weil «[d]ie leichte Taube, indem sie im freien Fluge die Luft teilt, deren Widerstand fühlt», gar nicht die Vorstellung fasst, «dass es ihr im luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde».² Sie scheint vielmehr zu schwer, um sich überhaupt in die Luft zu heben. Anders gesagt: Die schweizerische Liebe zur Mitte und Mittelmäßigkeit, die Beschränkung des Denkens auf das funktional Nützliche oder ›Bodenständige‹ lässt die Gefahr, sich theoretisch vom ›Boden der Wirklichkeit‹ in

den ›luftleeren Raum‹ zu versteigen, wohl weniger real erscheinen als die, allzu sehr auf dem ›Boden‹ eines Zweckmäßigkeitsdenkens stehenzubleiben. Diesem Zweckmäßigkeitsdenken möchte man mit La Rochefoucauld zurufen: «Qui vit sans folie, n'est pas si sage qu'il croit».³ Ludwig Hohl war, wie vielleicht Sokrates, ein solch «ver-rückter Mann»,⁴ der seinen Wahn gelebt, dafür einen hohen Preis bezahlt hat und dabei auch zum Philosophen geworden ist, vielleicht dem bedeutendsten, den die Schweiz im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat. Dies nicht, weil er an einer Universität Philosophie studiert und einen akademischen Grad erworben hätte – «Die Größten eines Reiches sind immer, die von wo anders herkommen» (II/27) –, sondern weil er Antworten auf Fragen gegeben hat, die man nicht anders als philosophische bezeichnen kann, wie z.B. die nach dem Wesen und Sinn des Lebens.⁵

Der Fachphilosoph von heute ist meist Spezialist wie andere Wissenschaftler und scheut sich, solche Fragen zu stellen, geschweige denn, sie zu beantworten. Dies nicht nur, weil jede mögliche Antwort auf solche ›letzten Fragen‹ die vorgängige Klärung vieler Vorfragen voraussetzt, sondern auch, weil jede ›letzte‹ Antwort in der Perspektive der eigenen Subjektivität bleibt, da solche Fragen nach verbreiteter heutiger Auffassung nicht ›objektiv‹ oder ›aperspektivisch‹, und d.h. für jedermann verbindlich, zu beantworten sind. Doch genau das kann der Schriftsteller, der nicht mehr beansprucht, als in der ersten Person Singular zu sprechen – in der Hoffnung allerdings, dies stellvertretend auch für andere zu tun. Saint-John Perse (1887–1975) hat das in seiner Nobelpreisrede vom 10. Dezember 1960 so gesagt:

Wenn die Philosophen selber die Schwelle der Metaphysik verlassen, dann kommt es dem Dichter zu, dort den Metaphysiker abzulösen, und dann ist es die Dichtung, nicht die Philosophie, die sich als die wahre «Tochter des Erstaunlichen» offenbart, nach dem Wort des antiken Philosophen, dem sie so hochverdächtig war.⁶

In der Tat schien es zumindest im letzten Jahrhundert unter der Ägide eines Neopositivismus im weitesten Sinne so, dass nur Religion und Dichtung die Antworten auf die letzten Fragen geben können, die sich eine wissenschaftliche Philosophie zu geben scheut. Am deutlichsten hat sich vielleicht der junge Ludwig Wittgenstein geäußert: «Wir fühlen, dass selbst, wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr, und eben dies ist die Antwort».⁷ Zu diesen Lebensproblemen, die sich zu philosophischen Problemen steigern können, gehört auch die Frage nach dem Sinn des Lebens. Hohl hat sie so beantwortet: «Die Frage nach dem Sinn des Lebens wird größer werden im Laufe der Jahrzehnte. Und – wie es viele richtig erkannt haben – sie wird entschieden werden, in letzter Instanz, durch die Fähigkeit zur Liebe» (II/22). In einer heute verwendeten Terminologie ließe sich sagen: Hohl war in der Frage nach dem Sinn des Lebens «Internalist» und nicht «Externalist». Nicht eine vom Menschen unabhängige Instanz – etwa Gott –, sondern der Mensch – genauer die menschliche Fähigkeit zur Liebe – entscheidet «in letzter Instanz» über diese Frage.

Eine solche «internalistische» Philosophie aber, wie sie Hohl vertreten hat, kann nicht vom eigenen Leben und damit auch nicht von der eigenen Subjektivität abgetrennt werden, zumal Hohl selber in seinem Hauptwerk *Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung* auch Autobiographisches eingewoben hat (vgl. VII/437–464). Dieses Leben hat Ludwig Hohl unter das Motto gestellt: «Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern», wie ein vom November 1973 datierter Notizzettel in Hohls Nachlass im Schweizerischen Litera-

turarchiv (SLA) belegt (vgl. Abb.). Zum griechischen Wortlaut schreibt Hohl: «Die grösste denkerische Leistung, die ich vollbracht: Am Ende meiner Kindheit, wie ich mich allmählich von ~~meinen~~ den Eltern emanzipierte, in wenigen Jahren. Ohne ein Vorbild, ohne eine Bestätigung von aussen!» Im Folgenden (I.) soll auf die mögliche Bedeutung dieses Ausspruchs bei Heraklit und dann (II.) bei Ludwig Hohl eingegangen werden.

I.

Das griechische Fragment findet sich als Fragment 74 in den von Hermann Diels (1848–1922) herausgegebenen *Fragmenten der Vorsokratiker*. Diels übersetzt: «Man soll es ferner nicht tun als Kinder der Erzeuger, d.h. schlicht ausgedrückt, «wie wir es überkommen haben»».⁸ Hohl zitiert nach der Ausgabe von Bruno Snell (1896–1986), der den griechischen Text von Diels übernimmt, aber eine eigene Übersetzung anfertigt: «Nicht soll man als Kind seiner Eltern handeln, d.h. so wie es Herkommen ist».⁹ Miroslav Marcovich (1919–2001) zählt es in seiner Ausgabe als Fragment 89 auf und überträgt: «We should not [think or act] like «children of our parents»».¹⁰ Marcovich lässt mit Recht die Auslegung weg, die vermutlich von Mark Aurel (121–180) stammt. Das Fragment ist uns nämlich von Mark Aurel in seinen *Selbstbetrachtungen* überliefert worden:

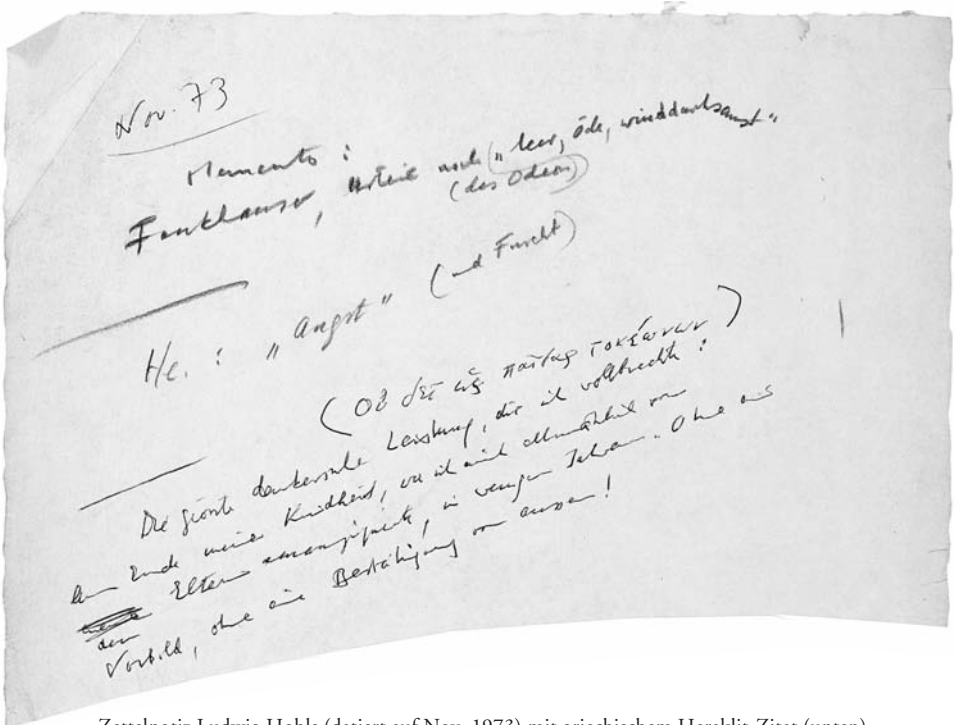
Immer an das Wort Heraklits denken, daß der Erde Tod ist, Wasser zu werden, und des Wassers Tod, Luft zu werden, und der Luft Feuer und umgekehrt. Denken aber auch an den, dem verborgen ist, wohin der Weg führt. Und daß, mit wem sie am meisten fortgesetzt verkehren – mit dem Logos, der das All verwaltet –, mit diesem sie uneins werden, und daß, worauf sie täglich stoßen, dies ihnen fremd erscheint, und daß wir nicht wie Schlafende handeln und sprechen sollen; denn auch dann scheinen wir zu handeln und zu sprechen; und auch nicht wie Kinder der Erzeuger («hôs paidas tokeônôn»), das heißt einfach ausgedrückt: so wie wir es übernommen haben.¹¹

Was das Fragment im Kontext von Heraklits ursprünglichem Werk bedeutet, ist schwer bis unmöglich zu sagen, da das ursprüngliche Werk verloren ist, *wenn* es sich überhaupt um ein geschlossenes Werk und nicht um eine erst im Nachhinein herausgegebene Sammlung von Aphorismen handelt.¹² Insbesondere aber wissen wir nicht, wie viel vom ursprünglichen Werk uns noch erhalten ist. Die lange Interpretationsgeschichte zeigt, dass die «*intentio auctoris*» kaum eruierbar ist und die «*intentio operis*» nur immer wieder neu rekonstruiert werden kann, so dass ein hermeneutischer Konstruktivismus unvermeidlich ist.¹³ Soweit wir aus den überlieferten Fragmenten urteilen können, geht nach dem Gesetz des Wechsels jedes der vier Elemente in einen anderen Zustand über:

Feuers Umwende: erstens Meer, vom Meere aber die eine Hälfte Erde, die andere Hälfte Gluthauch. [...] Die Erde zerfließt als Meer und dieses erhält sein Maß nach demselben Sinn

(*Verhältnis, eis ton auton logon*) wie er galt, ehe denn es Erde ward.¹⁴

Dieser Wechsel geschieht jedoch nach einem bestimmten Logos, d.h. hier einer bestimmten Gesetzmäßigkeit. Diese gesetzmäßige Weltordnung ist ewig, genauer «omnitemporal», und für alle Wesen dieselbe. Heraklit identifiziert sie mit einem «ewig lebendigen Feuer»: «Diese Weltordnung, dieselbige für alle Wesen, schuf weder einer der Götter noch der Menschen, sondern sie war immerdar und ist und wird sein ewig lebendiges Feuer (*pyr aeizōon*), erglühend nach Maßen und erlöschend nach Maßen».¹⁵ Heraklit scheint unter diesem Feuer ein reales Feuer zu verstehen. Seine *definiteness of intention* ist entweder nicht differenziert genug, um zwischen dem realen Vorgang des Brennens und dem nur denkbaren Gesetz des Verbrennens zu unterscheiden, oder aber absichtlich mehrdeutig. Wichtig nun insbesondere im Zusammenhang mit Hohl ist, dass für Heraklit dieses Seinsgesetz des immer seienden



Zettelnotiz Ludwig Hohls (datiert auf Nov. 1973) mit griechischem Heraklit-Zitat (unten)

Logos einen höheren Wert als die «fließenden» Elemente hat, und wie Werte Normen, so scheint auch der Herakliteische Logos ein normatives Gesetz zu begründen: «Drum ist es Pflicht, dem Gemeinsamen zu folgen. Aber ob schon der Sinn gemeinsam ist, leben die Vielen, als hätten sie eine eigene Einsicht».¹⁶ In diesen Zusammenhang gehört wohl auch das Fragment: «Trockene Seele weiseste und beste».¹⁷ Neben der schlichten, gegen die Folgen eines übermäßigen Alkoholkonsums gerichteten Bedeutung¹⁸ meint der Satz wohl auch, dass *die* Seele «trocken» ist, die sich selber vom «ewig lebenden Feuer» ergreifen lässt, d.h. das Gesetz des Wechsels in der ihr zustehenden Lebenszeit selber zu vollziehen vermag.¹⁹ In diesen Zusammenhang gehört wohl auch das Fragment 74: «Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern».

II.

Das Fragment steht in einer Spannung zu einem Gebot, das ebenfalls weit in die Jahrhunderte v. Chr. Geburt zurückreicht, nämlich dem vierten Gebot Moses': «Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf dass du lange lebest in dem Lande, das der Herr, dein Gott, dir geben will.»²⁰ Nach Heraklit soll man nicht handeln und denken wie seine Eltern, doch nach dem vierten Gebot soll man seine Eltern ehren. Entscheidend ist offensichtlich, in welcher Hinsicht das eine und in welcher das andere geschehen soll. Es ist aber bemerkenswert, dass bereits Apuleius (2. Jh. n. Chr.) das Fragment auf die Frage bezog, ob «man Vater und Mutter hinsichtlich der unsterblichen Götter glauben sollte» (*de diis immortalibus patri et matri credere?*).²¹

Ludwig Hohl scheint sowohl gedacht als auch gehandelt zu haben, wie es dem Herakliteischen Spruch entspricht, nämlich nicht als «Sohn seiner Eltern», des Jakob Arnold (1868–1960) und der Anna Magdalena Hohl, geb. Zweifel (1882–1974). Dies gilt insbesondere für den Glauben seines Vaters: Jakob Hohl war bekennender reformierter Pfarrer, Ludwig Hohl dagegen bekennender Atheist: «Mir ist es durchaus klar, dass es keinen Gott gibt»

(XII/35, vgl. auch II/130, 166, 239, 240 und XII/35, 62). Wir können zwar m.W. nicht davon ausgehen, dass Hohl je einen der Gottesbeweise widerlegt hätte. Er vertritt vielmehr in den *Notizen* ohne nähere Begründung eine Unmöglichkeitsthese: «Es ist nie, soweit wir Geschichte kennen, irgendetwas geschehen, und wenn es auch das Kleinste wäre, das auf die Existenz eines Gottes schließen ließe. Warum soll ich also die Existenz eines Gottes annehmen? [...] Es ist also ganz unmöglich, nicht nur, die Existenz eines Gottes auf irgendeine Art zu beweisen, sondern auch, nur Mutmaßungen zu begründen, dass einer existiere» (II/239). Da Hohl die Prämisse «Es ist nie, [...]» nicht weiter begründet, bleibt die erwähnte Klarheit die Klarheit einer persönlichen Meinung, die keine argumentative Verbindlichkeit beanspruchen kann. Doch hat sich Hohl in der Frage der Existenz Gottes jedenfalls dezidiert geäußert, was er als Verdienst betrachtet (II/240). Dies mag auch gegenüber einem bloßen «Possibilismus», der die Existenz Gottes nur für möglich hält, ein Verdienst sein, nämlich dasjenige einer eindeutigen Entscheidung mit all ihren praktischen Konsequenzen. Hohl war also nicht nur hinsichtlich des Sinns des Lebens, sondern auch hinsichtlich der Existenz Gottes «Internalist»: Gott existiert nicht «extern» oder unabhängig von dem, was der Mensch über ihn denkt, sondern ist eine Erfindung, – und zwar die «großartigste»: «Man hat, wenn man von den großartigsten Erfindungen redete, die der Menschheit gelungen sind, diese meistens vergessen: Gott» (II/113). Gott ist für Hohl eine «Projektion» des Menschen und dies gilt insbesondere für den jüdischen Gott (II/112). Die Theologie als Wissenschaft von Gott ist in diesem Sinne Wissenschaft von etwas, was nicht real, sondern nur «semantisch», d.h. als «vergegenständlichte» Bedeutung eines Wortes, existiert; der Bau von Kirchen ist der Bau für eine der großartigsten Erfindungen der Menschheit. Hinzu kommt bei Hohl eine offensichtliche Ablehnung der Theologie, insbesondere aber der Theologie, die sich auf die Autorität der «Heiligen Schrift» beruft. Sie ist für ihn das Gegenteil des Denkens und Sprechens

«in eigenen Worten» (IX/73), nämlich «Plagiat» (vgl. IX/77). Hinzu kommt: Theologen waren für ihn der Prototyp der «schon lange Geretteten» und des von ihm so verabscheuten Systemdenkens (vgl. II/235), wofür er die Figur des «Apothekers» geprägt hat (vgl. VIII/8). In dieser Hinsicht hat Hohl zweifelsohne nicht als Sohn seines Vaters gedacht und gehandelt.

Hohl hat sich aber nicht nur von der Religion seiner Eltern, sondern auch von seiner Nation – der Schweiz – und seiner Muttersprache, dem Schweizerdeutschen bzw. Thurgauer Dialekt entfernt. Nachdem er die «Jahre des Werdens» von 1924 bis 1937 im Ausland verbracht hat, ist er außer zu Besuchen und Lesungen nie mehr in die deutsche Schweiz zurückgekehrt und hat nur noch Hochdeutsch oder Französisch gesprochen. Er scheint sich auch nie bemüht zu haben, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. In den *Notizen* lesen wir unter *Autobiographisches*:

Unabhängigwerden: ganz und gar nichts nachfragen Staat und Familie (sozialem Ausweis, Stellung) und, was mehr noch ist, überhaupt der Meinung der Menschen; und, was am schwersten ist, manchmal auch der der Nächsten. (VII/143)

Das ist es, was Hohl zu realisieren versucht hat und worauf sein Lebensmotto anspielt.

Vielleicht gibt die Aussage von Stephen Daedalus in James Joyces' *A Portrait of the Artist as a Young Man* (1916) etwas von der Seelenlage des jungen Hohl wieder: «Wenn die Seele eines Menschen in diesem Land geboren wird, werden ihr Netze übergeworfen, um sie am Fliegen zu hindern. Du sprichst mir von Nationalität, Sprache, Religion. Ich werde versuchen, an diesen Netzen vorbeizufliegen.»²² Was Stephen Daedalus vom damaligen Irland sagt, gilt im Prinzip für alle Länder. Es gibt kein Land ohne Nationalität, Sprache und Religion. Es mag aber besonders auch für die Schweiz der dreißiger Jahre gegolten haben, deren beengendes geistiges Klima Hohl ausgiebig aufs Korn nimmt (vgl. insb. VIII/69–89, 108, IX). Nun mag man die Nationalität und Konfession verlassen, in der man aufgewachsen

ist. Schwerer, wenn nicht unmöglich, ist es jedoch, an der Muttersprache «vorbeizufliegen». Hohl blieb denn auch bis zu seinem Lebensende deutschsprachiger Schriftsteller, auch wenn er sich der heimischen Mundart entledigt hat.

Hohl hat aber umgangssprachliche Ausdrücke in neuer Bedeutung verwendet; dies gilt z.B. insbesondere für den Ausdruck des «Arbeitens». Hohl gibt ihm die neue Bedeutung einer Einstimmung des subjektiven Lebens in das objektive Weltgesetz: «Arbeiten ist nichts anderes, als aus dem Sterblichen übersetzen in das, was weitergeht» (II/51). Es gilt aber auch für die Unterscheidung der Bedeutung der Ausdrücke «Wirklichkeit» und «Reales». Die synonyme Verwendung dieser Ausdrücke nämlich ist etwas, was Hohl «vorzeitige Versöhnung» nennt, die er insbesondere der Schweiz attestiert (vgl. IX/10, 11, 77). Für Hohl dagegen ist das Reale «das Unnennbare» (IV/2), das, «worin alle großen Dichter und Denker einig sind» (XII/114). Es ist wohl die immer wieder neu zu vollziehende Einstimmung des persönlichen Lebens in das Weltgesetz des Wechsels. In dieser Einstimmung hat Hohl vielleicht im Geiste Heraklits den Sinn seines Lebens gesehen. Das ist mit Sicherheit etwas anderes als das, was gewöhnlich unter Realität verstanden wird. Hohl ist also am Netz der Sprache nicht «vorbeigeflogen», aber er hat einige von dessen Maschen auszuweiten versucht.

Trotzdem kam es zu einer Versöhnung zwischen Hohlscher Realität und Wirklichkeit, zwischen Hohl und seinem Land, insofern die Schweiz ihm 1978, also zwei Jahre vor seinem Tode im Jahre 1980, den Robert-Walser-Centenar-Preis verliehen und Hohl ihn auch angenommen hat. Das ist vielleicht ein konkretes Beispiel einer «unvoreiligen Versöhnung». In Hohls Ausdrucksweise sind die «Ränder» in die Schweiz «hereingebrochen». Bezüglich seiner Eltern und des Gottes seiner angestammten Konfession ist es allerdings zu keiner Versöhnung gekommen. In dieser Hinsicht starb Hohl wohl unversöhnt und hat durch sein eigenwilliges Leben den Spruch bewahrt: «Man soll nicht [handeln und denken] als Kind seiner Eltern».

Anmerkungen

¹ Traugott Vogel, *Würde und Unwürde der Armut. Über Ludwig Hohl*, in Johannes Beringer (Hrsg.), *Ludwig Hohl*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1981, S. 170f.

² Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft* (1781), A5/B8.

³ François de La Rochefoucauld, *Maximes et réflexions morales*, Nr. 209.

⁴ «atopos anêr», Platon, *Symposion*, 215a.221b.

⁵ Vgl. Rafael Ferber, *Bemerkungen zu Ludwig Hohl als Philosophen*, in *Schweizer Monatshefte*, 72, 5 (1992), S. 405–411.

⁶ Saint-John Perse, *Allocution au Banquet Nobel du 10 décembre 1960*, in ders., *Ceuvres complètes*, Paris, Gallimard, 1972, S. 444, übers. v. R.F.

⁷ Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus* (1921), 6.52.

⁸ Hermann Diels, *Die Fragmente der Vorsokratiker*, griechisch und deutsch, Berlin, 1903, zit. nach dem Nachdruck der 6. verbesserten Auflage von 1951/52, hg. v. Walter Kranz, Zürich, Weidmann, 1996, B.74 [= D/K]

⁹ Bruno Snell, *Heraklit: Fragmente. Griechisch und deutsch*, hg. und übersetzt v. Bruno Snell, München, Heimeran, 1940 (2. Aufl.), S. 25. Hohl merkt aber an, dass es sich um eine «schwache Übersetzung» handelt. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Magnus Wieland, SLA.

¹⁰ Miroslav Marcovich, *Heraclitus. Greek Text with a Short Commentary, Second Edition, Including Fresh Addenda, Corrigenda and a Select Bibliography (1967–2000)*, in Jonathan Barnes, Rafael Ferber und Livio Rossetti (Hrsg.), *International Pre-Platonic Studies*, Sankt Augustin, Academia-Verlag, 2001, S. 471.

¹¹ Mark Aurel, *Wege zu sich selbst*, hg. und übertragen v. Willy Theiler, München/Zürich, Artemis-Verlag, 1951 (2. Aufl.), Bd. 5, S. 46. Abschnitt, mit kleiner Veränderung von R.F.

¹² Vgl. zum Fragment auch die andere Übersetzung von Martin L. West, *Early Greek Philosophy and the Orient*, Oxford, Clarendon Press, S. 127: «[T]hey [men] should not listen like children to their parents.», sowie Serge Mouravieff, *Heracleitea*, Sankt Augustin, Academia-Verlag, Bd. 3, 3.B/i, S. 178–179 und 3.B/iii, S. 83 sowie Bd. 4, A, S. 3, Nr. 16. Lesenswert zum Werk ist immer noch Charles Kahn, *The Art and Thought of Heraclitus. An Edition of the Fragments with Translation and Commentary*, Cambridge et al., University Press, 1979, S. 3–9.

¹³ Vgl. zur Interpretation Heraklits Kahn (Anm. 12), S. 87–95.

¹⁴ D/K. (Anm. 8), B.31, übers. v. Hermann Diels.

¹⁵ D/K., B.30.

¹⁶ D/K., B.2.

¹⁷ D/K., B.118.

¹⁸ D/K., B.117.

¹⁹ Vgl. zu Hohls Heraklitismus Ferber (Anm. 5).

²⁰ Übersetzung der Zürcher Bibel, Revision 1907–31.

²¹ Apuleius, *Apologia*, 39.1; zit. nach Marcovich (Anm. 10), ad 89, S. 471.

²² «When the soul of a man is born in this country there are nets flung at it to hold it back from flight. You talk to me of nationality, language, religion. I shall try to fly by those nets.» Zit. in Donald Davidson, *Truth, Language and History*, Oxford, Clarendon Press, 2005, S. 144, übers. v. Joachim Schulte mit kleiner Veränderung von R.F.